

Gastkolumne

Schweizer Medien in fremden Diensten

Wenn China die «Weltwoche» umgarnt, so erinnert das an ein gefährliches historisches Vorbild – aus dem Ersten Weltkrieg



Caspar Hirschi

So also haben wir uns die unabhängige und neutrale Schweiz vorzustellen: Willy, der Wachhund, eskortiert mit hechelnder Zunge und erhobener Pfote den chinesischen Drachen. Beide fliegen auf Raketen in den blauen Himmel. Willy sitzt auf einer kleinen Rakete mit Schweizerkreuz, der Drache auf einer grossen in Chinas Farben. Das ist das Bild, mit dem die «Weltwoche» den 70. Geburtstag der Diktatur gefeiert hat. Die Schweiz und China in funkensprühender, phallischer Zweisamkeit. Willy, der Wachhund, begann seine Politikkarriere als Plüschtiertmaskottchen der SVP, neben Plakaten mit der Aufschrift «Frei bleiben!». Er passt gut aufs Cover der «Weltwoche», sieht er doch aus wie ein Berner Sennenhund, ist aber in China gefertigt worden. Angesichts der plumpen Propaganda war es keine Überraschung, als bekannt wurde, dass die «Weltwoche» für die Preisgabe ihrer Unabhängigkeit reichlich entschädigt wurde. Wenn nun aber liberale Geister denken, die Aufdeckung dieser Käuflichkeit beweise die Selbstregulierung der Schweizer Medien, dann wiegen sie sich in falscher Sicherheit. Staatliche Propaganda von aussen geht auch subtiler, und welchen Schaden sie anrichten kann, hat die Schweiz bereits einmal erlebt. Das war im Ersten Weltkrieg, als die Kriegsmächte, allen voran Deutschland und

Frankreich, die Laissez-faire-Haltung der helvetischen Politik ausnutzten, um sich auf neutralem Boden eine vierjährige Propagandaschlacht zu liefern. Die Manöver, die sie dabei ausführten, dürften selbst die kühnsten Phantasien von Verschwörungstheoretikern übersteigen. Zu Kriegsbeginn waren die Methoden von Deutschland und Frankreich noch bescheiden. Die beiden Mächte platzierten Werbebeilagen in Lokalzeitungen, um den Kreis ihrer Anhänger in der ohnehin schon tief gespaltenen Schweiz auszuweiten. Gleichzeitig gaben sie Schweizer Autoren, die sich auf ihre Seite geschlagen hatten, eine internationale Bühne, in der Annahme, der Feind gerate eher unter Rechtfertigungsdruck, wenn der eigene Standpunkt von einem scheinbar neutralen Eidgenossen in die Welt hinausposaunt werde. Einer, der sich so von den Deutschen einspannen liess, war der Theologe Eduard Blocher, Christophs Grossvater. Als jedoch 1915 die Kollaboration von Schweizer Offizieren mit den Mittelmächten ans Tageslicht kam, geriet die offene Propaganda zum Bumerang. Nun verwandelte sich die Schweiz, wie der Historiker Alexandre Elsig gezeigt hat, in ein Versuchslabor für versteckte Meinungsmanipulation. Frankreich übernahm die «Tribune de Genève» und die Basler Wochenzeitung «Mars», Deutschland die «Züricher Post» und – mit Otto Coninx vom «Tages-Anzeiger» als Strohmann – den «Schweizer Press-Telegraph». Ausländische Diplomaten organisierten Orchestertourneen und Kunstausstellungen, um Schweizer Bildungsbürger mit dem Besten zu betören, was ihre Nation zu bieten hatte. Für die Indoktrination der Massen wurden derweil Theater- und Kinosäle



Frankreich übernahm die «Tribune de Genève» und die Basler Wochenzeitung «Mars», Deutschland die «Züricher Post».

zuhauf aufgekauft. Die Deutschen erwarben das Corso in Zürich und das Küchlin in Basel und besaßen bis 1917 die Mehrheit aller Schweizer Kinos; ähnlich umfassend war die französische Kontrolle über die Romandie. Die Kriegspropaganda vereinnahmte sogar den Pazifismus. Deutschland finanzierte französische Exilpazifisten am Genfersee, damit deren Zeitschriften die Moral der feindlichen Truppen schwächen konnten. Auch die Wissenschaft wurde unterwandert. 1917 beauftragte die deutsche Diplomatie den Berner Historiker Jacob Ruchti, eine Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges zu schreiben. Sie erschien zwar erst zehn Jahre nach Kriegsende, dafür aber als neues Standardwerk mit deutschlandfreundlicher Schlagseite. Die Schweizer Politik lernte ihre Lektion aus der propagandistischen Fremdbestimmung mit Verspätung. Ihre Antwort war die geistige Landesverteidigung, die im Zweiten Weltkrieg die Indoktrination von aussen einzudämmen vermochte, danach aber das Kind der liberalen Demokratie mit dem Bade der totalitären Bedrohung auszuscheiden drohte. Heute sind wir von der Bedrohungslage der Weltkriegszeit weit entfernt und stehen doch wieder vor der Frage, wie sich die demokratische Politik angesichts der Krise des Medienmarkts und der Meinungsmanipulation im Internet gegen Propaganda von aussen behaupten kann. Noch sind die meisten Medien in einheimischer Hand, aber es ist nicht auszuschliessen, dass Willy, der Sennenhund, bald nur noch die helvetische Hülle von Wang, dem Pekinesen, sein wird. Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Medienkritik

Wir können auf uns selbst aufpassen



Michael Furger

Wenn es darum geht, den Journalismus zu retten, ist keine Idee zu abgefahren, um debattiert zu werden. Das gilt auch für den Vorschlag der Eidg. Medienkommission (Emek), die jüngst ein Gütesiegel für Qualitätsjournalismus vorschlug, eine Bio-Knospe für gute Medienberichterstattung. Wer in diesem Fall den Daumen über Journalisten heben oder senken soll, ist mehr als unklar. Ich wage die Prognose: womöglich ein vom Bund eingesetztes Organ wie die Emek. Gut gemeint, aber total überflüssig, denn die letzten Wochen haben gezeigt, wie gut sich die Medienbranche selbst kontrollieren kann. Drei Beispiele: 1. Das Schweizer Fernsehen und der «Blick» zeigen Videobilder eines sterbenden Mannes. Es folgt eine Ethik-Debatte in den Medien, die zumindest beim Fernsehen zu einer vertieften Reflexion führt. 2. Die «Weltwoche» lässt den chinesischen Botschafter im Blatt seine Staatspropaganda verbreiten und akquiriert parallel dazu verdächtig viele Inserate chinesischer Unternehmen. Die NZZ deckt es auf. Über den Fall wird diskutiert. 3. Die «NZZ am Sonntag» druckt einen bezahlten PR-Artikel, der optisch sehr nahe am redaktionellen Teil ist. Wir kassieren dafür eine Rüge vom Presserat, was in Ordnung ist. In einer Branche, die sich rasant verändern muss, kann so etwas passieren. Wir lernen daraus, die meisten jedenfalls. Aber dafür brauchen wir keine Gouvernante, welche die Medienwelt in gut und schlecht unterteilt. Die Selbstkontrolle funktioniert bestens. Sie besteht aus Journalisten, die Fehlleistungen recherchieren, und einem Ethik-Gremium in Form des Presserats – eines brancheneigenen Organs aus Journalisten und Publikum. Wichtigste Voraussetzung: Fehler auch einmal zugeben statt breitbeinig den Selbstgerechten geben. Das ist gut fürs Karma und für die Glaubwürdigkeit.

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Auf ein grandioses Stück Langeweile im 2020!



Nicole Althaus

Ich sitze am Meer, fernab vom Rummel für den Feiertag, an dem die zerronnene Zeit kollektiv gebündelt und zum Jahrzehnt verschnürt wird, und hoffe, dass sich die letzten Tage des Jahres ein wenig ausbeulen. So wie sie das in Kindertagen taten, als die Zeit manchmal so unfassbar zäh und klebrig wurde, dass man sie sich nicht mehr zu vertreiben wusste. Wie unendlich langsam vergingen damals die Stunden vor dem Moment, da die Tür ins Wohnzimmer geöffnet wurde, wo der Christbaum stand. Wie grotesk lang konnte erst ein ereignisloser Sonntag in den Ferien sein, wenn es draussen kalttass und menschenleer war. So lang, dass ich auch das langweiligste der fünf Bücher, die man sich in der

Bibliothek aufs Mal ausleihen durfte, zu Ende las, selbst wenn zwischen den Buchdeckeln so wenig passierte, wie ausserhalb. Solch grandiose Langeweile bekomme ich heute natürlich nicht mehr hin. Ziemlich sicher zählt das zu den vielen Gebrechen, die spätestens im mittleren Alter auftauchen. Aber ein bisschen bremsen kann ich die Zeit. Ich brauche zwar etwas Vorlauf dafür, so wie ich nicht mehr gleich nach dem Aufstehen ein Rad schlagen könnte. Ich bin nicht mehr so wendig, dass ich die Musse husch husch einfangen könnte. Und natürlich bleibt sie nur kurz, eine Stunde, vielleicht auch nur knappe fünfzehn Minuten. Aber in denen rühre ich mich nicht vom Fleck und tue nichts. Wirklich rein gar nichts. Ich sitze nur da und schaue gedankenverloren zu, wie die Sonne bleicher wird und Welle um Welle anrollt, sich am Ufer in schäumend weisse Gischt bricht, die den Sand hochkräuselt und meine Zehen leckt. Und stelle mir vor, dass jede Welle mir ein bisschen von der Schwere des letzten Jahres von der Haut spülen und in die Weite des Ozeans tragen könnte. 2019 zählte zwölf Monate, wie alle anderen Jahre davor auch, hat aber doch mein

Zeitgefühl verformt: Es war das Todesjahr von drei Menschen in meiner Familie. Und diese stammten aus der nächsten Generation, so dass ich mir den Tod nicht mehr mit der Distanz, welche die Vorsilbe «Gross» gewährt, vom Leib halten kann. Zwei Tanten waren es. Und: mein Vater. Die Endlichkeit ist näher gerückt. Sie ist keine vorüberziehende Ahnung mehr, sie ist ein Fakt, so unverrückbar wie der Stein in der Mauer. Ich denke zurück an die Tage, als die Zeit mich noch umgab wie jetzt der Sand und das Meer, und das Leben nicht aufgegleist, ferngesteuert und vollgepackt war wie ein Intercity zwischen Zürich und Bern. Wie ich als junge Studentin die Zukunft vor mir ausrollte, als wäre sie eine Yogamatte, deren Farbe und Muster man kennt. Wie Realität etwas war, das anderen passierte und der Ausdruck «sich arrangieren» eine Alterserscheinung. An manchen Tagen war ich auch damals sehr unglücklich, an vielen anderen aber eher wie ein Feuerwerk oder die Synkope, die immer neben den Takt fiel aber leichtfüssig um die Melodie tanzte. Nein, tauschen möchte ich die Zeiten nicht, denn Jungsein war auf die Dauer doch

Ich will im kommenden Jahr die Zeit öfter verlangsamen, wenn die Gegenwart zu anstrengend wird.

auch recht anstrengend. Aber die unver-schämt grossen Träume und die zuweilen unvernünftige Begeisterungsfähigkeit von damals, die wünsche ich mir zurück in das doch arg rationale Heute, dem man manchmal nur noch mit Routine und dieser kleintütigen Ironie begegnet. Für das Jahr 2020 habe ich mir deshalb nur einen einzigen Vorsatz genommen: Ich will im kommenden Jahr die Zeit öfter verlangsamen, wenn die Gegenwart zu anstrengend wird. Ich will sie bei einem Glas guten Wein vor- und zurückspulen, ein Wochenende wegfahren, um Ferne und Fremdheit zu tanken und mich mit all dem Unbekannten gegen die Gleichgültigkeit impfen. Damit ich das nicht übersehe, was vertraut ist und gut im Leben: Familie, Freundschaft, Beruf, Reisen und all das, was man mit 23 Jahren vielleicht nur deswegen nicht vermisst hat, weil man damals träumte, dass die Zukunft einst all das bringen würde. In diesem Sinn: Auf ein grandioses Stück Langeweile im 2020!

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».